

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 18 (1924)
Heft: 9

Artikel: Die Abrüstung als Mission der Schweiz
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht für etwas bereit sei, wofür ich bereit bin. Wahrheit ist für mich mehr als Sieg und wenn die gewaltigen Kräfte der Liebe und Hingebung jemals über die der Angst und des Misstrauens siegen sollen, so muss jemand versuchen, damit den Anfang zu machen. Es ist mir ein grosses Anliegen, dass ich meinen Platz unter diesen Anfängern einnehme und es wird für mich eine Auszeichnung sein, wenn ich für eine solche Sache Opfer zu bringen und, wenn nötig, Strafe auf mich zu nehmen habe.

Aussage des englischen Dienstverweigerers Malcolm
S p a r k e s vor dem Kriegsgericht (während des Krieges!).

Die Abrüstung als Mission der Schweiz.¹⁾

1.

Liebe Mitbürger! Der Krieg und der Kampf dagegen ist ein umfassendes, alle Gebiete des menschlichen Lebens berührendes Problem. Es steht sozusagen im Zentrum des Lebens; darum kann man es von allen Gebieten des menschlichen Lebens her anfassen. Man kann den Krieg vom sozialen Gesichtspunkt aus bekämpfen. Dass man das tut, ist notwendig und von äusserster Wichtigkeit. Man zeigt dann, wie der Krieg eine Sünde, ja eine Todsünde, man könnte sogar sagen — besonders wenn man seine W u r z e l n dazu nimmt — die Todsünde gegen die menschliche Gemeinschaft ist. Denn er zerreisst diese Gemeinschaft; er ist Todsünde gegen den Menschen und den Bruder, im ganzen und im einzelnen; er ist Brudermord, der in grossem Stil wiederholte Todschlag Abels durch Kain; er vernichtet Leben, Wohlstand, Kultur; auch entsteht er selbst aus gesellschaftlichen Zuständen, die Unrecht und Sünde sind, in unsern Tagen besonders aus einem Wirtschaftssystem, das nicht am Menschen orientiert ist oder gar an Gott, sondern am Mammon. Man kann den Krieg sodann auch vom religiösen Gesichtspunkt aus bekämpfen, und dies ist wohl der allerfesteste Boden dafür. Es ist dies wohl auch das Allernotwendigste. Denn eine falsche Religion, eine schlechte Religion, ein besonders durch seine Priester und Schriftgelehrten verfälschtes, für die Bedürfnisse der jeweiligen in der Gesellschaft herrschenden Mächte zurechtgemachtes, verweltlichtes und von seinem Wesen abgefallenes Christentum ist wohl das schwerste und schlimmste Hindernis für die Besiegung des Krieges,

¹⁾ Die folgenden Ausführungen entsprechen im Gedankengang einem Vortrag, den ich über dieses Thema in Bern gehalten habe. Da ich den Vortrag damals nicht aufgeschrieben hatte, kann ich für den genau gleichen Wortlaut selbstverständlich nicht bürgen; aber das ist ja auch nicht nötig.

wie der andern widergöttlichen Weltmächte. Demgegenüber muss gezeigt werden, dass der Krieg im letzten Grund Sünde gegen Gott, Abfall von Gott ist; dass er die Todsünde ist gegen die Ehrfurcht vor dem göttlichen Ebenbild im Menschen, der gottloseste Verstoss gegen das Gebot: „Du sollst nicht töten“; dass er die denkbar krasseste Verhöhnung jener Liebe bedeutet, die die Erfüllung des Gesetzes Gottes und das Herz des Evangeliums ist.

Von diesen beiden Hauptgesichtspunkten, diesen granitenen Standorten aus, haben auch wir in erster Linie den Kampf gegen den Krieg geführt und werden es immer wieder tun. Aber es gibt auch noch einen andern Gesichtspunkt, von dem man in diesem Kampfe ausgehen kann. Ich will dafür ein Stichwort wählen, das mir an sich nicht gefällt, weil es ein allzu missbrauchtes, allzusehr zur Lüge gewordenes Wort ist, das ich aber gerade darum in diesem Zusammenhang wähle — das ich gerade darum wähle, weil es in diesem Zusammenhang so auffallend klingt. Ich sage: Man kann und muss den Krieg auch bekämpfen aus **Patriotismus**. Ja — aus Patriotismus! Und davon wollen wir heute einmal reden — wie gesagt, nicht darum, weil das nun etwa der allerwichtigste und allerhöchste der Gesichtspunkte wäre, und wir stets nur diesen geltend machen wollten, sondern darum, weil es wichtig und notwendig ist, ihn auch einmal ins Licht zu stellen. Denn das ist ja bei uns in der Schweiz vielleicht doch die stärkste Waffe, die man gegen uns braucht, dass man uns Antimilitaristen, das heisst: uns Kriegsgegner bis zum äussersten, des mangelnden Patriotismus verdächtigt, dass man tut, als ob uns das Schicksal unseres Vaterlandes gleichgültig wäre, uns als eine Art Landesverräter hinstellt, während unsere Gegner, die Militaristen, sich als die Hüter des Heiligtums der Schweiz ausgeben. Wir denken dabei aber nicht bloss an unsere Säbelrassler und Schützenfestpatrioten; deren Getue könnte uns kalt lassen; sondern an die vielen ernsten und feinen Menschen, die den Krieg so gut hassen wie wir und die unserem Rufe gerne folgen möchten, die aber den Verdacht nicht loswerden, dass wir aus einem überspannten Idealismus oder einem Ueberglauben heraus die Schweiz gleichsam preisgäben, aus der Schweiz zu wenig machten, dieser Schweiz, die ihnen so unendlich teuer und heilig ist, an der sie mit allen Fibern und Fasern ihres Wesens hängen — oder die zwar wissen, dass dies auch von uns gilt, aber Angst haben, wir könnten eben doch in unserem gut und edel gemeinten religiösen Idealismus den Boden der Wirklichkeit verlieren, des notwendigen Realismus entbehren.

Diesen uns lieben und teuern Menschen möchten wir einmal sagen, dass wir gerade aus Patriotismus Antimilitaristen sind. Es muss das einmal auch gesagt werden und zwar ganz deutlich und eindringlich. Nicht, dass wir es nicht schon wiederholt gesagt hät-

ten, und zwar stark und deutlich genug, aber es muss wohl gerade jetzt wieder gesagt werden und es muss als ein fester Block der Wahrheit in unser Volk hineingestellt werden: Wer die Schweiz wirklich lieb hat, muss heute Antimilitarist sein. Es klingt das immer noch ganz paradox, ganz erstaunlich, ganz unglaublich. Denn allzulang ist man gewohnt gewesen, Liebe zum Vaterland mit Schwert und Spiess zusammen zu denken, allzulang haben unsere Militaristen das Monopol des Patriotismus fast unangefochten für sich in Anspruch genommen. Und es muss vielleicht auch gesagt werden, dass gerade aus Widerspruch gegen diesen herzengengen und überheblichen Patriotismus der Militaristen der Antimilitarismus manchmal und lange Zeit zu einseitig bloss als Antipatriotismus aufgetreten ist, zu wenig verstanden hat, was in diesem so hässlich gewordenen Patriotismus doch an besserer Wahrheit lag, zu sehr bloss aus einem abstrakten, das heisst blutleeren, lebensfernen Internationalismus heraus den Krieg und seine Wurzel, den Nationalismus bekämpft hat. Alledem gegenüber müssen wir es nun klar und laut sagen und zu einem Feldgeschrei machen: „Wir sind Antimilitaristen aus Sorge für die Schweiz — aus Liebe zur Schweiz!“

Aus Liebe zur Schweiz! Das ist ein zartes, ein gewagtes Wort; denn man soll von der Liebe, wie von allen heiligsten Dingen nicht zu viel reden, überhaupt nicht leicht reden. Wir wollen es darum nicht zu häufig sagen; wir wollen es bloss einmal sagen, wollen es bei dieser Wende der Dinge sagen, wollen es bei diesem feierlichen Anlass aussprechen, wollen es aussprechen hier, im Zentrum der Schweiz, als ein Bekenntnis in ernster Stunde, vor ernster Tat.

Wir wollen es auch einmal, gerade in diesem Sinne, gegen unsere Militaristen wenden. Wir rufen ihnen zu: „Ihr versichert uns so oft eurer innigen Liebe zum Vaterlande, zur Schweiz. Ist das wohl ohne weiteres ein Zeichen wirklicher Liebe? Wie — wenn ein Mann eine Frau zu lieben behauptet und zu lieben glaubt, und er schreit von seiner Liebe auf allen Gassen, redet davon an allen Wirtstischen, schreibt darüber in allen Zeitungen — werden wir dann wohl noch so leicht an die Echtheit und Tiefe seiner Liebe glauben? Kommen wir dann nicht beinahe zu dem Verdacht, diese Liebe werde so hoch und so laut in Worten gepriesen, weil sie in der Wirklichkeit zweifelhaft sei? Sehen wir nicht im Hintergrund schon die andere Frau, an welche die gepriesene Geliebte verraten wird? Drängt sich uns dieser Vergleich nicht geradezu auf, wenn wir beobachten, wie diese Patrioten nach den feurigsten Liebesversicherungen an die Frau Helvetia so rasch bereit sind, eine Fabrik ins Ausland zu verlegen und damit unsere Industrie schwer zu schädigen, oder ihren Namen für eine ausländische Holding-Gesellschaft herzugeben — für 30 Schil-

linge natürlich! Und täte man nicht gut, an jene wundersam wahre Geschichte von der Cordelia, der jüngsten Tochter des Königs Lear, zu denken? Der König fragt seine drei Töchter um die Reihe, welche von denselben ihn am meisten liebe. Die zwei älteren fangen darauf sofort an, in wundervollen Deklamationen (Festreden!) ihm zu versichern, dass sie im Himmel und auf Erden nichts kennten, was ihnen so wichtig wäre, wie die Liebe zu ihm. Nur Cordelia, die jüngste, schweigt, und wie sie endlich reden muss, erklärt sie:

„Ich Unglückselige, ich kann nicht mein Herz
Auf meine Lippen heben; ich lieb Eur Hoheit,
Wies meiner Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder.“

Aber sie ists, die den Vater in Wirklichkeit am meisten liebt; die andern verraten ihn schändlich, sie aber geht mit ihm in Not und Tod. Echte Liebe ist schweigsam, zurückhaltend, ja sie kann manchmal fast als Kälte und Gleichgültigkeit erscheinen.

Wir rufen darum unseren Militaristen, die das Patent und Monopol auf den Patriotismus, der für sie mit der Liebe zur Schweiz gleichbedeutend ist, zu haben meinen, zu: Nehmt euch in acht. Wir haben bis jetzt Geduld gehabt; aber es könnte ein Tag kommen, wo wir den Stiel umkehren und euch sagen: Ihr, ihr seid es, ihr Hüter des Patriotismus, die ihr die Schweiz preisgebt. Ihr, ihr seid die schwerste Gefahr für die Schweiz. Ihr, ihr seid die schlechten Schweizer. Denn ihr verratet die wahre Schweiz, verratet ihre Mission, verratet ihre Zukunft. Denn wer die Schweiz wirklich liebt, muss heute Antimilitarist sein.

Wir sind jedenfalls Antimilitaristen nicht nur, aber ganz besonders auch aus Liebe zur Schweiz. Es sei hiemit ausgesprochen, was wir lange nicht und mit diesen Worten überhaupt nie ausgesprochen haben.

Man muss künftig wissen, wie es damit steht. Wir Antimilitaristen haben uns um diese unsere Schweiz zum allermindesten so viel bekümmert wie ihr Militaristen, wahrscheinlich aber mehr als ihr, weil unser Weg viel schwerer war. Ihr waret rasch fertig: ihr ginget den gebahnten, überlieferten Weg; wir aber haben es uns nicht so leicht gemacht. Einige von uns haben in dieser Sache eine lange und schmerzreiche Entwicklung hinter sich. Auch wir waren einst Patrioten ungefähr im herkömmlichen Stil. Auch wir haben uns an den Schlachten der Schweizergeschichte begeistert und die alten Kriegslieder gesungen. Wir haben vielleicht sogar mit Stolz und Freude Feldpredigten gehalten. Wir waren eben Kinder einer andern Zeit und wir liebten die Schweiz mit heissester Liebe. Aber gerade diese Liebe machte uns denkend, gerade sie schaffte uns Sorge. Wir sahen uns in der Welt, wie sie damals war, um, und uns wurde mit jedem Jahre bänger ums Herz. Was konnte die

Schweiz in dieser Welt bedeuten? Was musste ihr Los sein? Wir sahen uns rings umfasst von riesigen Staatengebilden, von denen jedes einzelne uns mit Leichtigkeit zermalmen konnte. Aber auch abgesehen davon: was konnten in einer Welt, wo nur noch das Quantum galt und dazu die Gewalt, wo eine gewisse Gewalt-Ideologie, ein Gewaltglaube, fast alle Seelen beherrschte, was konnten in einer solchen Welt kleine Völker noch bedeuten? Mussten sie nicht physisch und moralisch ersticken? Wie konnte da Selbständigkeit und Freiheit gerettet werden? Wie vollends konnte es da eine grosse Lebensaufgabe für ein kleines Volk geben? Auch unsere Seele wollte ersticken. Die Schweiz starb uns und etwas vom Besten in uns starb mit ihr. Wir gingen mit unserer Liebe zur Schweiz durch eine tiefe, eine tödliche Krise; wir wanderten traurigen Herzens durch den Wüstensand einer materialistischen Zeit. Aber nicht nur unsere Stellung zur Schweiz geriet in eine tiefe Krise. Die Krise des Patriotismus war vielmehr nur ein Teil einer umfassenden Krise, einer sozialen, religiösen, einer den ganzen Sinn des Lebens und der Welt ergreifenden Krise. Da, als die Not am grössten war, kam die Hilfe. Es stieg vor uns auf das Bild einer neuen Welt, und das Bild war keine Fata Morgana, sondern Wirklichkeit, die wahre Wirklichkeit, vor der die Welt des Materialismus zum Trugbild der Wüste wurde. Es war die Welt Gottes, die zur Welt des Menschen und des Bruders wurde. Aus diesem neuen Glauben an den höchsten Sinn entstand der Ausblick auf eine politisch und sozial veränderte Welt, eine Welt, worin das Grossmachtsystem stürzte und einem durch Geist, Seele, Idee bestimmten Verhältnis der Völker zueinander Platz machte, wo an Stelle des Quantums die geistige Leistung, an Stelle der Gewalt das Recht, an Stelle der Ausbeutung der Menschen durch den Menschen die Gemeinschaft in Kampf und Arbeit trat. In einer solchen Welt konnte die Schweiz leben, froh sein, gross sein. Die Schweiz wurde uns wiedergeschenkt, die neue Schweiz. Unsere Liebe zur Schweiz stieg aus der Todeskrise vertieft, geläutert, gestärkt auf. Aber in dieser Welt, in der die Schweiz leben konnte, gab es keinen Krieg. Nur darum konnte sie leben. Und so wuchs und wächst stets von neuem unser Antimilitarismus gerade aus dieser heiligen Wurzel, der Liebe zur Schweiz. Diese Schweiz, wir lieben sie mit allen tiefsten und stärksten Seelenkräften. Um diese Schweiz haben wir gerade in diesen schweren Zeiten gerungen, wie vielleicht wenige unserer Patrioten gerungen haben. Wir haben für sie vielleicht sehr, sehr viel eingesetzt, wovon sie nichts wissen, sie, unsere ewigen Verleumder. Wir können uns kaum denken, wie wir lebten, wenn die Schweiz stürbe. Glaubt es, ihr besorgten Freunde, und seid dessen ganz gewiss: die Schweiz ist uns ein Heiligtum so gut wie euch. Wir geben sie nicht

etwa aus irgendeinem falschen Idealismus leichthin oder auch mit Schmerzen preis. Im Gegenteil: Wir wollen sie gerade erretten; wir wollen sie verteidigen!

2.

„Wie,“ fragt ihr uns, „ihr wollt die Schweiz verteidigen? Aber ihr seid ja gegen die Landesverteidigung?“ Ich erwidere: Wer sagt euch, dass wir gegen die Landesverteidigung seien? Wir sind durchaus für die Landesverteidigung, sind immer dafür gewesen. Nur glauben wir nicht, dass heute ein Land noch durch Waffen verteidigt, sondern glauben, dass es dadurch zu Grunde gerichtet werde.

Das ist und das muss genau verstanden werden. Es gilt, die Vaterländer zu verteidigen; aber das kann am wenigsten mehr durch Armeen und Kriege geschehen, im Gegenteil: durch diese werden sie ins Verderben gestürzt. Diese müssen vor allem beseitigt werden, wenn wir die Vaterländer schützen und schirmen wollen. Das ist das Neue, was die Völker lernen müssen.

Das sollten am ehesten die kleinen Völker verstehen. Denn wenn irgend etwas mit Händen zu greifen ist, so doch gewiss die Tatsache, dass die kleinen Länder nicht mehr mit Waffen aus Stahl oder sonst auf ähnliche Weise zu verteidigen sind. Das ist in der letzten Zeit denen, die ihren Verstand vor Umnebelung bewahrt haben, mit aller Klarheit gezeigt worden. Der sogenannte Zukunftskrieg, von dem man im übrigen gar nicht reden sollte — denn man soll den Teufel nicht an die Wand malen — würde ja vor allem ein Gaskrieg sein, geführt mit den ungeheuren Mitteln der grossen Industrie grosser Länder, von Luftgeschwadern aus, die aus tausenden von fliegenden Kriegsschiffen bestünden und die in einem Nachmittag die grösseren Orte der Schweiz in einen Friedhof verwandeln könnten. Jeder Gedanke, dagegen mit unsern Mitteln aufzukommen, ist Zeitverschwendung. Dagegen gibt es nur einen Schutz, er heisst: Krieg dem Kriege um jeden Preis und in jeder Form! Das allein ist jetzt die Landesverteidigung, alles andere eine in jeder Beziehung kostspielige Illusion.

„Aber hat uns nicht doch im Weltkrieg unsere Armee gerettet?“ Es ist schwer darauf zu antworten, ohne bitter zu werden. Denn es handelt sich hier um eine fable convenue von der Art, wie sie gerade in unsern Tagen die Völker betören. Unser Militarismus hat sie sans gêne in die Welt gesetzt und sie, je weiter wir uns vom Krieg entfernen, desto zuversichtlicher behauptet; so wird sie schliesslich geglaubt, ja, sie wird zu einem Dogma. In Wirklichkeit ist nur zweierlei sicher: einmal, dass unsere Armee uns ungefähr zwei Mil-

liarden gekostet hat, sodann, dass sie unsere grösste Gefahr gewesen ist, indem sie, das heisst ihre oberste Führung, uns mehrmals beinahe in äussere Verwicklungen oder in den Bürgerkrieg geführt hätte. Was aber die Verteidigung unseres Landes durch unsere Armee anbetrifft, so wäre daran zu erinnern, dass ja gerade unsere oberste Führung hintenher zugegeben hat, was freilich auch vorher kein Geheimnis war: dass gerade in der Stunde der schlimmsten Gefahr — bei Beginn des Krieges — unsere Armee keineswegs in der Lage gewesen wäre, uns ernstlich zu schützen. Wenn wir gerettet worden sind, dann weniger durch unsere Armee als trotz unserer Armee, und zwar durch folgende Faktoren: Einmal durch die Tatsache, dass es einer der kriegführenden Grossmächte viel vorteilhafter erschien, durch Belgien und Nordfrankreich gegen Paris vorzubrechen, als durch die Schweiz; sodann durch das Opfer Belgiens, das den Kriegführenden alle Lust benahm, etwa gar noch ein Land wie die Schweiz zu vergewaltigen; weiter durch den moralischen Kredit, den die Schweiz genoss und der in langer Friedensarbeit, durch bessere Geschlechter von Schweizern aufgebaut worden war; endlich und in letzter Instanz durch Gottes unverdiente Gnade und die Gebete derjenigen Menschen in der Schweiz, die ihm vertrauten und nicht unsern Kanonen und Obersten. Das sind die Mächte, die die Schweiz gerettet haben — auch vor unserer Armee!

Doch lassen wir das Vergangene auf sich beruhen und wenden wir uns lieber der Gegenwart und Zukunft zu. Alles kommt darauf an, dass wir das Problem richtig stellen. Letzten Endes ist nicht die Frage, ob unsere Armee mehr oder weniger getaugt habe, tauge und taugen werde. Das Problem muss viel allgemeiner, viel prinzipieller gefasst werden.

In zwei Sätzen, meine ich, lässt es sich zusammenfassen:

Der Krieg ist der sichere Untergang der kleinen Völker. Ich meine das so: Es handelt sich nicht darum, ob ein kleines Volk etwa in einem besonderen Falle, einem Glücksfalle, sich trotz einem Kriege behaupten könnte, sondern darum, was aus den kleinen Völkern würde, wenn das Kriegssystem des Völkerlebens, wie es vor dem Kriege ungeschwächt und blühend in Kraft stand, fort dauerte oder gar, wie unsere und alle Militaristen glauben und im geheimen wünschen, wieder aufgebaut und nur noch weiter ausgebaut würde. Dass dies jetzt schon moralisch und bald auch physisch ihren Untergang bedeutete, ist für jeden klar, der überhaupt die Wahrheit sehen und nicht in erster Linie seinen Stand erhalten oder Nebenzwecke verfolgen will. Sie würden eines Tages doch bei irgendeinem grossen Zusammenstoss aufgerieben und hätten jedenfalls unter der Herrschaft eines solchen roh materialistischen, rein quantitativen Systems als klein und schwach nichts zu

bedeuten. Wer an dieses System glaubt, glaubt nicht an die Schweiz; wer dieses System irgendwie stützt, untergräbt damit das Vaterland.

Aber dieser erste Satz ist eigentlich nur ein Bestandteil des zweiten, noch viel entscheidenderen: Der Krieg ist unser aller Untergang. Wenn es noch einmal Krieg gibt, dann sind wir alle verloren, Grosse wie Kleine. Das sollte doch wohl eine Wahrheit sein, die man heute nicht mehr beweisen muss. Ein europäischer Zukunftskrieg würde bei der engen Verbindung, in der jetzt alles Weltgeschehen steht, mit einer Wahrscheinlichkeit, die der Gewissheit fast gleichkommt, wieder ein allgemeiner, ein Weltbrand werden. Einen solchen hielte aber die Menschheit nicht noch einmal aus, besonders in Anbetracht der seit 1918 noch so furchtbar gesteigerten satanischen Vernichtungsmittel, die ja erlaubten, mit einigen Bombenwürfen ganze Armeen zu vernichten und ganze Weltstädte in schauerliche Millionengräber zu verwandeln, die die Heere der Bazillen auf die Völker losliessen, auch die Natur in Tod versenkten und mit alledem die Bilder der Offenbarung Johannis bei weitem überböten. Wir hielten einen solchen Krieg physisch nicht aus; wenn wir ihn aber auch physisch aushielten, so hielten wir ihn moralisch nicht aus. Wir haben auch den letzten kaum ausgehalten. Mit genauer Not sind wir dem physischen Untergang entronnen — wenn wir ihm wirklich entronnen sind —, und noch sind wir daran, aus dem moralischen Höllensumpf mit verzweifelter Anstrengung emporzuklimmen. Ja, was für eine Hölle von Not, Verwilderung, Gemeinheit ist jetzt noch unter uns entfesselt! Und das sollten wir ein zweites Mal aushalten können! Besser wäre wohl, wenn ein Weltuntergang von einer astronomischen Katastrophe her diesem Stern rasch ein Ende bereitete, als dass wir so Unausdenkbares erleben müssten, — dass wir sehen müssten, wie der Mensch vollends dem Mensch ein Teufel würde. Dann müssten wir mit den biblischen Worten rufen: „Wehe in diesen Tagen den schwangeren und stillenden Müttern!“ Dann müssten wir wünschen, dass unsere Kinder wenigstens, die guten, lieben, blühenden, vorher hinweggerafft würden, etwa von einer — Seuche, die ja eine mütterliche Güte wäre verglichen mit dem, was sonst ihnen drohte!

Und gegen eine solche Möglichkeit sollte nicht alles, was unter uns an Ernst, an Güte, an Menschlichkeit, an Weisheit vorhanden ist, das Aeusserste aufbieten?

Machen wir uns aber als Schweizer das Problem klar. Was kann unser Land gegen dieses Los schützen? Offenbar nur der Kampf gegen den Krieg überhaupt bis aufs äusserste. Es ist dies freilich der Kampf aller Völker. Sie

haben gegenwärtig keinen wichtigeren; denn dabei handelt es sich um ihr L e b e n. In diesem Zusammenhang wird der Gedanke, dass wir uns durch unsere Rüstungen doch noch stützen könnten, völlig sinnlos. Wenn die Welt untergeht, was hilft uns dann unsere Rüstung? Wir gehen auf alle Fälle mit unter. Wer jetzt unter uns von solcher Rüstung redet, der gleicht einem Mann, der in einem zusammenstürzenden Hause glaubte, sich durch — eine Krücke, oder in einem brennenden durch einen Fingerhut voll Wasser — besser: Petroleum, das er für Wasser hält, retten zu können! Nein, es bleibt aller Welt nur ein Mittel: E s h e i s s t A b r ü s t u n g — Abrüstung jeder Art, materielle und moralische; Absage an den Krieg in jeder Form. Das ist die einzige Verteidigung, die nicht sinnlos wäre.

Und zwar s o f o r t i g e Abrüstung. Denn sonst kann der Weltbrand wieder ausbrechen, bevor wir daran denken. Die höllischen Elemente für einen solchen Brand sind reichlich gerüstet. Diesmal dürfen wir uns nicht mehr überraschen lassen. Eine Abrüstung in hundert Jahren liessen sich ja auch die ärgsten Gewaltgläubigen gefallen, aber S i n n hat allein eine sofortige Abrüstung, die überall einsetzt. Und warum sollte sie nicht einsetzen — ist doch alles andere sinnlos, ist doch das Kriegsprinzip gerichtet und das Friedensprinzip geoffenbart.

Aber wie es in solchen Dingen immer ist: E i n e r m u s s a n f a n g e n. Es darf nicht jeder warten, dass der andere vorangehe und inzwischen misstrauisch und bis an die Zähne bewaffnet dastehen, jede Bewegung des andern als einen Angriff oder die Vorbereitung darauf betrachtend. Es muss einmal der Zirkel des Fluches durchbrochen werden. Dazu sind aber in erster Linie die kleinen Völker berufen. Sie sollen vorangehen und damit unsterbliche Ehre und Grösse erwerben. Sie sollen es tun, weil es vor allem ihre Rettung ist, weil sie auf alle Fälle nur so leben können.

3.

Aber hier stossen wir auf eine jener Fiktionen, zu deutsch: Erfindungen des Selbstbetrugs, die gerade in der Schweiz den Militarismus erhalten und der Abrüstung im Wege stehen. Von allen Seiten hören wir: „Ja, wir sind schon für die Abrüstung, aber davon kann doch keine Rede sein, dass w i r vorangingen. Da müssen die G r o s s e n anfangen. Wir, die Kleinen, besonders wir Schweizer, greifen ja niemand an, unser Heer ist nur zur Verteidigung da; wir haben seit vierhundert Jahren keinen Angriffskrieg mehr geführt.“ Und wie die Reden alle lauten.

Wie eine unzerstörbare Mauer stellt sich uns dieses Gebilde ent-

gegen. Und doch wie haltlos ist dies alles, wenn man es näher ansieht! Einmal: es ist nicht richtig, dass die Kleinen mehr gefährdet seien als die Grossen. Genau das Umgekehrte ist der Fall. Die Grossen sind noch viel, viel mehr in alles Weltgeschehen verwickelt; sie bieten für Konflikte viel mehr Angriffsflächen; sie haben viel mehr zu schützen.

Sodann — was die friedfertige Gesinnung betrifft — behaupten alle Völker gleichmässig, dass sie ihre Heere und Flotten nur zur Verteidigung hätten. Auch Annexionen und Kolonien betrachten sie für die wirtschaftliche und militärische Sicherung ihres Volkes als unentbehrlich. Es ist ihnen mit ihrer Friedensgesinnung genau so ernst wie uns.

Denn — das ist das Dritte — unser ewiges Reden von unserer Friedseligkeit ist arge Selbstgerechtigkeit und weiter nichts. Wenn wir in der neueren Zeit nicht Angriffskriege geführt und Annexionen gemacht haben, so haben wir wohl gewusst warum, und es ist ein starker Selbstbetrug, wenn wir dies unserer besonders entwickelten Friedensgesinnung zuschreiben. Tatsache ist vielmehr, dass es heute wenige Völker geben dürfte, in denen ohne Anlass und Not der Friedensglaube so klein und der Gewaltglaube so gross wäre wie gerade in dieser selbstgerechten Schweiz, die immerfort über die andern zu Gericht sitzt und selbst bis zum Hals in der gleichen Denkweise steckt, die für die Abrüstung der ganzen Welt ist, nur nicht für die in der Schweiz, und die einen Kultus des Schiessgewehres treibt, wie man ihn sonst nirgends findet.

Nein, wir sind um kein Haar besser als die andern, eher um einiges schlimmer, wenigstens in diesem Punkte. Die andern sind nicht Bösewichte, denen man nicht über den Weg trauen darf, wir aber Friedensengel voll Unschuld und Gerechtigkeit, die, um ein Jahrhundert den andern voraus, mit Engelsgeduld warten müssten, bis diese nachkämen, um inzwischen — es den meisten von ihnen an Kriegsrüstung bei weitem zuvor zu tun! Unsere Gesinnung ist, sagen wir nun wenigstens dies, ungefähr die gleiche wie die ihre.

Und darauf kommt es an: auf die Gesinnung, den Glauben, nicht auf deren Auswirkung, die bei uns einfach durch Kleinheit und Schwäche gehemmt ist. Wir müssen noch einmal das eigentliche Problem ins hellste Licht setzen und zeigen, wo es liegt: Auf das Prinzip des Krieges kommt es an. Wer an das Kriegsprinzip glaubt, der stützt den Krieg. Das Kriegsprinzip aber muss bei uns so gut als anderswo und mehr als anderswo bekämpft werden, und der Ausdruck für diese Bekämpfung ist die Abrüstung. Es ist überall der gleiche Kampf und überall der gleiche Weg: die A b r ü s t u n g. Alles andere ist neben Torheit und Frevel auch Heuchelei.

Es ist übrigens auch nicht wahr, wenn man immer wieder tut, als ob die Schweiz ein von aussen her besonders gefährdetes Land wäre. Das ist auch nur eine Fiktion des Militarismus, der nach allen möglichen und unmöglichen Rechtfertigungen seines Systems ausblickt. Wir sind im Gegenteil nach aussen hin in besonders günstiger Lage. Eine Schweiz, die mit einer ehrlichen Abrüstung voranginge, wäre hundertmal sicherer als die von ihrer Armee — nicht beschützte! Das kleine Dänemark, das doch Anlass hätte, von Deutschland her eine Rache für verlorenes Land zu fürchten — wie würde man bei uns eine solche Lage ausnützen! —, geht mit dem Plan einer völligen Abrüstung zu Land und zu Wasser voran und wird, wenn es sie verwirklicht, dadurch das gesichertste Land der Erde werden. Es wagt den Schritt, nicht weil er ein kleineres Wagnis wäre, sondern weil es dort genug Menschen gibt, die an den Geist und an die neue Welt glauben.

„Aber der Völkerbund? Müssen wir nicht das Land des Völkerbundes schützen?“

Ja, der Völkerbund, der von den Militaristen einst so bekämpfte und im stillen aufs äusserste gehasste, er wird nachgerade das letzte Bollwerk des schweizerischen Militarismus in seiner Verlegenheit, Gründe für sein Weiterbestehen zu finden. Dass wir eine grosse Kriegsrüstung haben müssten, um den Sitz des Völkerbundes zu schützen oder unsere durch ihn nicht geschützte Neutralität — auch sie muss eine Nothelferin unserer Obersten werden — zu erhalten, das ist die letzte verzweifelte Fiktion des bedrängten Militarismus. Ich antworte: Ein Land wie die heutige Schweiz mit ihren Kriegsrüstungen, ihrem Unglauben gegenüber einer neuen Ordnung ist gar kein Völkerbundsland, verrät bloss den Völkerbund. Doppelt und dreifach ist dieser Verrat am Völkerbund und damit an der Schweiz, wenn man an der Völkerbundsversammlung und ähnlichen Anlässen schwungvolle Friedens- und Liebesreden hält — voll Kummer darüber, dass die Welt uns nicht nachkomme — und in der Schweiz bei allen militaristischen und verwandten Anlässen Kriegs- und Freundschaftsreden, wie sie sonst nur Kriegshetzer halten, und sich bis zur Behauptung versteigt, diejenigen unter den Miteidgenossen, denen der Völkerbund nicht nur eine Gelegenheit zu Schönrednerei und Karriere ist, und die darum Abrüstung fordern, als „beinahe Verbrecher“ zu bezeichnen. Ein Land, das sich das gefallen lässt, ist rein zufällig sein geographischer Mittelpunkt, nicht durch das Verdienst seines jetzigen Geschlechtes, sondern durch das eines früheren, das an Gott und sein Gesetz glaubte und das noch Herz und Mark hatte. Den Sitz des Völkerbundes schützen? Als ob es dem Völkerbund auf die paar Büro in Genf ankäme! Dem Völkerbund kann nichts Erwünschteres geschehen, als wenn ein

Land nach dem andern abrüstet, und zwar sofort. Wenn ihr den Völkerbund schützen wollt — ehrlicher Weise — dann tut es dadurch, dass ihr an den Völkerbund glaubt. Sofortige und völlige Abrüstung, das ist Völkerbundstat, dadurch allein wird die Schweiz Völkerbundsland.

Nein, die Sache ist nicht nur nicht so, dass wir von aussen her zu unserm Militarismus und Gewaltglauben irgendwie besonders veranlasst würden, sie ist vielmehr so, dass wohl nicht gleich ein Land mehr als wir Ursache hat, von einem Kriege völligen Ruin zu erwarten. Wir sind nämlich, zwar nicht von aussen, aber von innen her ganz besonders bedroht. Und zwar durch unsere nationalen Verschiedenheiten. Bedenken wir doch: wenn wieder ein Krieg der Grossmächte um uns herum entbrennte, dann bestünde die höchste Wahrscheinlichkeit, dass in Bezug auf seine Beurteilung, unsere Sympathien, unsere Parteinahme gerade wie im Weltkrieg und bei frühern Anlässen ein tiefer Riss mitten durch unser Volk ginge. In welchem Zustand würden wir dann wohl selbst einen Krieg führen? Wobei verschärfend hinzukäme, dass wir uns dann aus Mangel an eigener Kriegsmacht, wie allgemein vorausgesetzt wird, sofort einer der kriegführenden Parteien anschliessen müssten. Und was würde dann, um dies nun auch noch zu sagen, aus unserer Unabhängigkeit? Wir würden Kriegsschauplatz, weiter nichts! Das wäre unser Gewinn. Im übrigen würden wir aufs Schlimmste abhängig — nämlich von unsern übermächtigen Verbündeten. Unabhängig macht nicht die Gewalt, sondern nur das Recht.

Aber die Ehre, die zu retten nach der Meinung unserer Militärverteidiger doch schliesslich die Hauptsache sei? Ich frage: wo wäre da Ehre zu holen? Tiefe Demütigung und Erniedrigung wäre zu holen, aber keine Ehre. Ehre könnten wir bloss haben, unvergängliche, strahlende Ehre, wenn wir wagten, der Welt auf neuen Bahnen kühn voranzugehen, auf neuen Bahnen auch der Ehre. Denn was ist heute diese kriegerische Ehre, diese beschmutzte, von Bruderblut rauchende, in Gasgift gehüllte Ehre? Ist sie nicht hart daran, Unehre zu werden? Ja, ist sie es nicht schon geworden? Ist sie nicht vom Gewissen der Menschheit gebrandmarkt? Wahrhaftig, es ist höchste Zeit, dass wir diesen blutigen Götzen verbrennen.

„Aber die notwendige Ertüchtigung der Jugend? Die Gelegenheit zum Zusammenkommen der verschiedenen Volkskreise? Die militärischen Tugenden der Disziplin, der Ordnung, der Abhärtung?“ — Als ob das alles nicht auf andere, weniger fluchvolle Art zu gewinnen wäre, etwa durch einen richtigen Zivildienst und eine neue Art von Erziehung, und

zwar so, dass die K e h r s e i t e der militärischen Tugenden — man lernt in den Kasernen nicht nur Zucht und Abhärtung, sondern auch — anderes! — nicht dabei wären? Sind etwa die nichtmilitärischen Engländer und Amerikaner weniger tüchtig, weniger zuchtvoll, weniger abgehärtet als wir?

„Aber unsere A l p e n , uns von Gott als Schutz verordnet — sollten wir uns nicht auf sie verlassen können?“ Wir hören jetzt wirklich immer wieder, dass unser kleines Heer sich im Ernstfall dorthin zurückzöge. Ich frage — und das ist meine ganze Antwort: Etwa um dort eine Luftkur zu machen, während die übrige Schweiz verheert würde und Frauen und Kinder, überhaupt Nichtsoldaten an den Fliegerbomben erstickten — diesen Fliegerbomben, die übrigens auch in den Alpen herabfallen können? Zu welchen Phantastereien nimmt der Militarismus in seiner Not seine Zuflucht!

„Aber unser G o t t — sollte er nicht unsere Zuflucht sein?“ Gewiss, er kann es, will es, soll es allein sein, aber nur, wenn wir i h m allein vertrauen, und nicht unsern Kanonen und Maschinengewehren; gewiss, aber nicht dann, wenn er u n s dienen soll, sondern wenn wir i h m dienen. Wir dienen ihm aber, wenn wir seinen W i l l e n tun. Seinen Willen tun wir aber nicht, wenn wir an Gedanken, Methoden, Einrichtungen festhalten, die allen Sinn verloren haben, sondern wenn wir die Wege gehen, die er weist. Sein Weg mit der Völkerwelt und mit uns heisst aber jetzt — das erkennt jeder, der nicht verblendet ist —: „Krieg dem Kriege, Frieden!“¹⁾

Kurz, wohin wir blicken und wie wir uns wenden: die Schweiz kann nur im F r i e d e n leben und bestehen; sie kann nur verteidigt werden durch Krieg und Kriegsrüstungen — gegen den Krieg! Und darum noch einmal: wer die Schweiz lieb hat und sie verteidigen will, der muss ihre rasche und völlige Abrüstung fordern.

Warum denn nicht?

Antwort: „Wir wollen halt nicht!“

4.

Mit dieser Antwort kommen wir einen Schritt weiter. Ich sehe, wie einer der Gegner lächelnd auf mich zukommt und mir ins Ohr flüstert:

¹⁾ Bundesrat Scheurer hat an der St. Jakobsfeier in Basel, auf die Folgen der Schlacht bei St. Jakob hinweisend, erklärt, man sehe daran, dass auch eine kleine Macht, wenn sie zum äussersten entschlossen sei, Grosses ausrichten könne. Auch wieder eine solche Notausflucht unseres Schwertglaubens. Bundesrat Scheurer hat zweierlei vergessen. Erstens: er hat vergessen, dass hinter jenen zu St. Jakob gefallenen 1500 Eidgenossen immer noch eine Kriegsmacht stand, die jeder andern in jener Zeit gewachsen war. Zweitens: er hat vergessen, dass 1444 nicht 1924 ist. Mit den Zeiten ändern sich bekanntlich die Sitten und die Sittlichkeit. Es gab 1444 auch noch keine Bundesräte!

„Höre doch auf; du rennst offene Türen ein. Das alles wissen wir doch schon lange. Man redet aber doch nicht so laut von den Dingen. Natürlich, für einen Krieg n a c h a u s s e n reicht unser ganzes Militärwesen auf keine Weise zu. Aber dafür, du Kind, ist es auch nicht da. Weisst du denn nicht von einem i n n e r n Feind? Meinst du, wir sollten uns den Kommunisten und Bolschewisten ausliefern? Gewiss, gegen die Luftgeschwader und Tanks einer Grossmacht helfen uns Flinten und Maschinengewehre nichts, aber sie genügen vollkommen — für die Bahnhofstrasse oder den Helvetiaplatz in Zürich. Verstehst du nun?“

Ja, ich verstehe und bin überhaupt nicht so naiv, wie man meinen möchte. Für einen nicht kleinen Teil unseres Volkes ist tatsächlich das Militär viel weniger zum Schutz gegen aussen als vielmehr zur Aufrechterhaltung dessen, was sie „Ordnung“ nennen, also zum Schutz gegen innen notwendig. Das war besonders zur Zeit der grossen Bolschewismusgefahr der Fall, es ist aber auch heute bei sehr vielen, seis bewusst, seis unbewusst, das stärkste Motiv für die Erhaltung des Militärs. D a f ü r scheint ihnen nicht leicht ein Opfer zu gross. Und in der Tat, die einzigen „siegreichen Schlachten“ unserer hohen Militärs während des Krieges und nachher haben sich in den Strassen unserer Städte und Industriedörfer abgespielt und zwar nicht, wie auch eine solche hartleibige fable convenue will, weil der Generalstreik v o r a u s g e g a n g e n wäre, sondern — das gilt wenigstens vom Hauptfall, den Zürcher Ereignissen vom November 1918 — weil das ganz verkehrte Eingreifen des Militärs den Generalstreik und dann den vermehrten Grippetod h e r b e i f ü h r t e.

Wir wollen gerecht sein: es mag recht viele friedfertige und recht-denkende Schweizer geben, die aus Angst vor einer hereinbrechenden innern Katastrophe gegen die Abrüstung sind. Was antworten wir ihnen?

Ich antworte: Im Gegenteil, gerade auch für unsere innern Zustände ist die Abrüstung notwendig. Auch hier schützt das Militär nicht, sondern vermehrt die Gefahr.

Auch das ist nicht schwer einzusehen, wenn man dafür einmal die Augen geöffnet hat. Der jetzige Zustand ist im Grunde der eines latenten (versteckten) Bürgerkrieges. Es waltet hierin ganz das gleiche Prinzip wie auf dem Gebiet der Beziehung nach aussen hin. Es kommt auch im innern Leben der Völker darauf an, ob man an die Gewalt oder an die Gerechtigkeit glaubt. Und auch hier sage ich: der beste Schutz, vielmehr der einzige wirkliche Schutz, ist nicht die Gewalt, sondern das Recht — das Recht, das Gerechtigkeit ist. Es allein erhält

auch die wahre Ordnung im Innern. Die Gewalt kann wohl einen Schein von Ordnung herstellen, aber unter der Oberfläche lauern dann jene Dämonen, die nicht durch Gewalt gebändigt werden können. Eines Tages brechen sie doch aus, und keine Gewalt wird sie daran hindern, aber die Zerstörung der Ordnung wird dann um so schlimmer sein. Ich denke, wir haben von dieser Wahrheit sowohl in Deutschland als in Russland gewaltige Beispiele erlebt. Sollten wir davon wirklich nichts lernen wollen? Jene Dämonen werden gebändigt nicht durch Gewalt, sondern durch Opfer. Sie steigen auf aus unrichten, ungerechten Zuständen und verschwinden mit ihnen; diese Zustände aber ändert nur eine Gesinnung, die sich im Opfer vollendet, eine Gesinnung, die nicht tötet, sondern sich — wenn auch nur geistig verstanden — töten lässt. Schafft soziale Gerechtigkeit und damit sozialen Frieden und ihr habt wahrhaftig keinen Bürgerkrieg zu fürchten; sonst aber seht zu, was eines Tages aus eurer Ordnung wird.

Auch hier ist zu sagen, dass die schweizerischen Verhältnisse für diesen Weg günstig sind, günstiger als in vielen andern Völkern. Als Einer, der darin orientiert ist, darf ich sagen: nur verängstigte Unwissenheit und Gespensterseherei kann von der Masse unserer schweizerischen Arbeiterschaft irgendwelche Gewalttaten erwarten, vorausgesetzt, dass sie nicht bis aufs äusserste durch Unrecht gereizt werde. Einige aus der Zeit des bolschewistischen Rausches übrig gebliebene revolutionäre Gewaltphrasen sind von Taten weit entfernt. Auch aus dem Ausland droht keine bolschewistische Gefahr mehr. Unsere paar Kommunisten endlich wären zur Not durch einen Hydranten zu bändigen und spielen vollends keine Rolle mehr, wenn wir die Zustände beseitigen, welche Bolschewismus erzeugen. Ich sage: gebt jene 120 Millionen, die das Militärbudget nutzlos, ja uns zum Fluch verschlingt, für soziale Zwecke, für die Alten, Kranken, Kinder, Mütter, Arbeitslosen aus, und ihr habt keine Kommunisten zu fürchten. Und ich füge endlich hinzu: Auch der Bolschewismus ist ein Prinzip; er ist für das innere Leben der Völker das gleiche Prinzip, wie der bürgerliche Militarismus für das äussere. Es gibt dagegen auf die Länge nur einen Schutz: Abrüstung, ich meine: die entschlossene Betonung und Verwirklichung eines andern, entgegengesetzten Prinzips, von dem die militärische Abrüstung der sichtbarste, ergreifendste Ausdruck ist. Erhaltet das Militär und ihr erhaltet den „innern Feind“, der eines Tages sehr stark sein wird; ihr züchtet die Heere der Dämonen des Bürgerkriegs; zerbrecht das Schwert, rüstet ab und das ganze Heer der Dämonen ist geschlagen. Der soziale Friede kommt aus der gleichen Wurzel wie der Völkerfriede.

Ich möchte diese Wahrheit noch ein wenig anders ausdrücken. Unser militärisches System mit seinem Sinn: dass es die Probleme durch die Gewalt lösen will, ist eine stetige, grosse **A b l e n k u n g** — eine Ablenkung nämlich von den wahren Problemen, von der Wahrheit der Dinge. Es beruhigt, aber auf falsche Weise; es blendet und verblendet; es hält die Gedanken in einem Bann. Man macht es dann eben mit der Gewalt; man löst damit — wenns nötig ist — die Probleme, das heisst: man löst sie **n i c h t**. Wenn aber einmal dieses ganze System in den Einrichtungen wie im Geiste der Menschen zerbrochen wäre, dann würden die Gedanken frei. Dann sähen wir eher die **w a h r e n** Probleme. Wir erblickten die sozialen Schäden und gingen in neuem Ernst daran, sie zu heilen, gingen daran, in einem neuen Geist, ohne Gewalt, in einem Willen zur Gerechtigkeit und Gemeinschaft. Wir gingen daran, auf Grundlage einer sozialen Erneuerung eine wirkliche Volksgemeinschaft aufzubauen. **U n d** das, dünkt mich, sei wohl eine ganz grosse **A u f g a b e** der Schweiz. Ich meine, dies, und nicht Maschinengewehre, sei die Mission der Schweiz. Auch darum — ganz besonders darum — aus Gründen ihres innern Lebens, ist Abrüstung eine Mission der Schweiz, weil eine Mission wirklicher **D e m o k r a t i e**.

5.

Aber wieder nimmt mich einer auf die Seite und flüstert mir zu: „Auch jetzt noch bist du zu naiv. Wir fürchten den sog. innern Feind nicht so sehr, wie du meinst. Aber verstehst du denn nicht, dass wir Schweizer halt Militär haben müssen, um jeden Preis? Denk doch, was das wäre, wenn wir keine Obersten mehr hätten in unsern Behörden und Kommissionen, keine Majore mehr, keine Hauptleute und Oberleutnants — und dazu keine Frau Oberst, Frau Major, Frau Hauptmann, Frau Oberleutnant und übrigens auch Frau Wachtmeister und Frau Korporal. Da würde es doch todlangweilig in der Schweiz. Bedenke auch, wenn bei uns nicht mehr den ganzen Sonntag in Höhen und Tiefen, zu Stadt und Land die Gewehre knallten, was sollte der Schweizer mit seinem Sonntag anfangen? Wir Schweizer **m ü s s e n** halt Militär haben, auch wenns auf der ganzen Welt sonst keines mehr gäbe.“

Was antworte ich darauf? Ja, antworte ich, du hast recht; ich bin noch zu naiv, nehme die Dinge zu ernst. Es ist wohl ganz wahr: das, was du da angedeutet hast, ist vielleicht der festeste Wall gegen die Abrüstung, der sich uns entgegenstellt. Das Militärwesen ist bei uns so verbunden mit der Volkssitte; es ist gerade durch das Milizsystem so populär geworden; es wurzelt so tief in unserer Ueberlieferung; wir haben eine so grossartige Kriegsgeschichte und

meinen, Kriege hätten der Schweiz Grösse und Freiheit gebracht, Festspiele erneuern diese Ueberlieferung, aus kriegerischen Heldenliedern nährt sie sich unaufhörlich; es kann nicht ohne Einfluss bleiben, wenn der Glarner jährlich seine Näfelser, der Luzerner seine Sempacher, der Basler seine St. Jakobs-Schlachtfeier hält, der Genfer der Eskalade gedenkt, der Bündner sich am Calvenmarsch begeistert. Dazu kommt unser **K o n s e r v a t i s m u s** in solchen Dingen: wir schaffen das Militär nicht ab, weil man es halt bisher gehabt hat; denn wir sind in solchen Dingen das konservativste Volk der Welt. Und endlich, um auf dein Argument zurückzukommen, ist das wirklich ein Grund der Stärke unseres Militarismus, dass er nicht ernst zu nehmen ist. Ja, hätten wir einen Krieg erlebt, stünde es anders. So aber ist das Militärlen eine Gelegenheit, aus einem einfachen Bauern-, Fabrikanten- oder Kaufmannssohn ein schneidiger Leutnant und Herrenmensch zu werden und für den Bauern- und Arbeitersoldaten, den Bureaulisten und den Intellektuellen ein Anlass, ein wenig hinauszukommen, für den einen aus dem Dorf, den andern aus der Stadt, und mit andern Volkskreisen zusammenzukommen. „Warum,“ fragst du darum, „das alles so ernst nehmen und abschaffen wollen? Und was sollten denn die Wirte, die Händler, die Lieferanten machen, denen so eine Kaserne, eine Einquartierung, eine Verbindung mit der Militärverwaltung gar viele Vorteile bringt? Was für ein Haufen von Interessen würde verletzt, wenn kein Militär mehr wäre!“

Ich antworte: Nehmen wir also an, es stehe wirklich **k e i n E r n s t** im Hintergrund. Wäre das nicht ein Grund mehr, so rasch als möglich mit dieser Sache abzufahren? Denn sie wäre dann nur eine grosse Lüge; sie vermehrte nur den nationalen Selbstbetrug, von dem wir ohnehin schon genug haben, jenen Pseudo-Idealismus, der sich in Gebärden und Formen und Worten erledigt. Und ich gestehe auch: gerade dieser mangelnde Ernst ist es, der mich an unserem Militarismus so sehr abstösst. Ich kann schliesslich noch etwas wie Achtung aufbringen für ein Heer, das im Ernste gekämpft und gelitten hat, oder dies vielleicht wieder tun wird, aber bei uns habe ich zu sehr den Eindruck einer blossen Spielerei. Denn — wie ich gezeigt habe — es kann ja doch nichts helfen, und das weiss im Grunde jedermann. Solche Spielerei verdirbt aber die Seele eines Volkes. **D a r u m Wirklichkeit her!** Die Schweiz setzt sich durch diese Militär-Spielerei, durch diese Vorspiegelung von etwas, was sie doch nicht kann, nur herunter; sie erhöht sich, wenn sie reell wird und abrüstet.

Im übrigen sind Flinte und Maschinengewehr für ein Spiel und auch, nebenbei, für all jene kleinen Interessen, doch zu ernst; denn

sie sind Symbole des Hasses und Fluches. Damit soll man nicht spielen. Weg damit!

6.

Damit lenken wir wieder zu dem schweren Ernst dieser Sache zurück. Was sie für die Schweiz bedeutet, soweit sie ein kleines Volk und ein Glied der europäischen Völkerfamilie ist, habe ich schon darzustellen versucht, nun gilt es aber noch zu zeigen, was daran gerade für die Schweiz als Schweiz hängt, für die Schweiz als das besondere Land, das sie ist, mit ihrer besonderen Geschichte, ihrer besonderen Art, ihrer besonderen Mission.

Ich beginne mit dem Negativen und gehe von der Tatsache aus, dass die Schweiz heute nicht nur nicht den Weg geht, den ihre ganze äussere und innere Lage ihr weist, sondern das genaue Gegenteil tut. Sie stellt ein Militärbudget auf, das wohl verhältnismässig das grösste von allen ist und das, wenn es so vorwärtsgehen dürfte, rasch immer grösser würde. Sie vermehrt die Zahl der jährlichen Rekruten. Sie veranstaltet im Angesicht der fünfzehn Millionen Leichen des Weltkrieges ausgerechnet ein grossartiges Schützenfest, das den Zweck hat, wie man sagt, die Schweiz zu erneuern (und das bedeutet für diese seltsamen Erneuerer vor allem: ihren militärischen Geist aufzufrischen) und wo man sich ein Festspiel vorführen lässt, in dessen Mittelpunkt als Losung der alten und neuen Schweiz das Wort steht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Kurz, man erklärt durch das Wort, soweit man dazu schon den Mut hat, besonders aber durch die Tat: „Weltfrieden ist Unsinn und Abrüstung Verbrechen. Mögen andere Völker immerhin so dumm sein, abzurüsten, der nüchterne Schweizer glaubt nur an die Herrschaft der Gewalt, er glaubt nur an — blaue Bohnen!“

Das ist unsere heutige Schweiz, soweit ihre offizielle Führung und die Oberfläche ihres Volkstums in Betracht kommt. Was sagen wir dazu?

Wir sagen, dass damit Fluch und Gericht auf unser Volk förmlich herabbeschworen wird. Dieses ganze Benehmen ist doch einfach ein Hohn auf allen Glauben an das Gute und Göttliche. Ja, es ist eine Verhöhnung des Menschen und eine Verhöhnung Gottes und fällt darum unter das Gericht jenes Wortes: „Irret euch nicht; Gott lässt seiner nicht spotten!“ Wer in unserm Volke sich noch eine Empfindung für die sittliche Wahrheit und ihren Ernst, oder gar das bewahrt hat, was ein altes und tiefes Wort Gottesfurcht nennt, der muss erzittern bei dem Gedanken, was eine solche freche Verhöhnung des offenbaren Gotteswillens über unser Volk bringen wird.

Besonders deutlich, sichtbar, greifbar und hörbar tritt dieser Tatbestand hervor in dem schweizerischen Kultus der

Flinte und des Schiessens, der uns vor allen andern Völkern auszeichnet. Der Schiesstand ist des Schweizers Tempel, der eine grössere Rolle spielt als die Kirche. So oft — vom Winter abgesehen — ein Sonntag strahlend aufsteigt über Berg und Tal, die Firnen glänzen und die Seen blauen und die Seele sich zu Gott erheben möchte in heiliger Sonntagsstille — „das ist der Tag des Herrn“ — horch — da geht es los: piff, paff, piff, paff, bum, in Höhen und Tiefen, in Dorf und Stadt, in Ost und West — das Schiessen und Knallen, der Kultus des Mars. Du findest keinen Ort mehr, wo du davon unbehelligt wärest. Da singt wohl ein Männerchor von einer Bergeshöhe aus ins Tal hinunter: „Mein Schweizerland, wach auf!“ und es wacht auf — am Gewehrknallen! Die Glocken läuten auch, aber ihr Ruf, der ein Ruf der ewigen Liebe sein soll, wird verhöhnt durch den andern Ruf, der vorher und nachher, den ganzen Tag lang, ertönt, und der am Samstag schon eingesetzt hat, den Ruf zum Hass und Mord, den ja Gewehr und Schuss ebenso bedeuten sollen wie die Glocken das Gegenteil. Die ganze Schweiz wird an jedem Sonntag der sogenannten guten Jahreszeit völlig eingehüllt in diese Musik des Satans und das ist dann unser Tag des Herrn. Wie könnte auf ein solches Land der Segen Gottes herabsteigen, den wenigstens ein Teil der Schweizer des Sonntags in den Kirchen Christi erfleht? Wie können Christus und Brudermord zusammengehen? Fluch und Gericht beschwören wir so auf uns herunter, nach den Naturgesetzen der Welt Gottes.

Denn noch einmal: Das alles bedeutet heute, nach dem Weltkrieg, kein Spiel mehr; heute müssen den Menschen darüber die Augen aufgegangen sein. Sie müssen den ganzen furchtbaren Ernst dieser Sache verstanden haben. Das Gewehr erinnert heute an die Blutozeane des Weltkrieges und ist Symbol des Mordes; der Kultus des Schiessens ist heute Bekenntnis zum Krieg, zum Völkerkrieg und zum Bürgerkrieg. Wenn unser Volk das nicht verstanden hat, desto schlimmer; dann wehe ihm — „Gott lässt seiner nicht spotten.“

Das alles aber tut mir ganz besonders wehe, weil ich Schweizer bin. Das Gewehr ist mir zwar immer zuwider, als Symbol der Brutalität, der Feindschaft von Mensch zu Mensch, aber wenn ich an einem schönen Sonntagmorgen hinter einem solchen gewehrtragenden Schweizer hergehe, dann tut mir das nicht nur wehe, weil ich ein Mensch bin und das Gewehr das Symbol der Unmenschlichkeit ist, nicht nur, weil ich ein Jünger Christi sein möchte und das Gewehr ein Hohn auf Christus ist, sondern auch, weil ich ein Schweizer bin und das Gewehr, in der Rolle, die es heute unter uns spielt, eine Sünde gegen die Schweiz ist, gegen die Schweiz, die zu so ganz anderem berufen wäre.

Ja, eine Sünde gegen die Schweiz! Und damit komme ich zu

dem zweiten Satz, worin ich die Beziehung dieser Sache gerade zur Schweiz als Schweiz ausdrücken möchte. Er lautet negativ ausgedrückt: Die Schweiz verliert ihr moralisches Lebensrecht, wenn sie auf dem bisherigen Wege weitergeht, positiv ausgedrückt: Nur das Vorangehen auf dem entgegengesetzten Wege sichert der Schweiz ihr Lebensrecht. Denn das allein entspricht der Mission der Schweiz. Jedes Wesen zerstört sich selbst, wenn es gegen den Sinn und Zweck seiner Existenz handelt; es erhält sich aber in dem Masse, als es ihr entspricht.

Welches ist denn die wahre Mission der Schweiz? Befragen wir darüber einmal ihre, von unseren Militaristen so viel missbrauchte Geschichte, die mythische und die wirkliche. Was bedeutet Tell? Etwa der an alle Schützenfeste wandernde Meisterschütze? Ich denke, er bedeutet die Auflehnung gegen rohe Gewalt, die in Form der Tyrannei auftritt. — Was bedeutet das Rütli? Was anderes als die Vereinigung von Kleinen und Schwachen gegen die damaligen Grossen und Mächtigen, um in der Vereinigung Freiheit und Demokratie (nach unserer heutigen Ausdrucksweise) zu finden? — Was bedeuten Morgarten, Sempach, St. Jakob, Calvenschanze? Haben etwa die alten Schweizer und Graubündner ihre Schlachten geschlagen aus Freude am Krieg oder damit wir Nachkommen Stoff zu Festspielen und Heldenliedern hätten? Nein, sie haben mit den Mitteln ihrer Zeit, in bitterster Not, sich um ein Leben als freie Menschen gewehrt, gegen die tyrannisierenden Mächte ihrer Zeit: die Junker und Herren des Feudalzeitalters. Ueber den Schlachtfeldern ist aber emporgestiegen die Schweiz, die ein Nikolaus von der Flüh, ein Zwingli und ein Calvin verkörpern. Und das ist die eigentliche Schweiz. In ihnen erscheint die „Idee“ der Schweiz in ihrer höchsten Reinheit. Was bedeutet sie hier? Ich antworte: In ihnen wächst als Vollendung aller Freiheit und Demokratie eine Volksgemeinschaft auf, die allein durch den Willen Gottes regiert wird; es verbinden sich Theokratie und Demokratie, indem die Gottesherrschaft zur Volksherrschaft wird. Es ist bezeichnend, wie gerade für die eigenartig schweizerischen Träger dieser Wahrheit, Nikolaus von der Flüh und Zwingli, der Kampf gegen Krieg und Kriegsgeist im Mittelpunkt ihrer Mission steht. Das ist die Schweiz, die wahre Schweiz! Das ist ihre weltgeschichtliche Grösse. Die aus den tiefsten Quellen geschöpfte Freiheit, die hier entdeckt wurde, die Verbindung von Theokratie und Demokratie, Gottesherrschaft und Volksherrschaft, die hier zustande kam, ist in die Welt hinausgeströmt und hat die neuere Geschichte des Abendlandes beeinflusst wie keine andere Macht. Sie hat nach Jahrhunderten in einem Rous-

seau und einem Pestalozzi eine Fortsetzung gefunden, indem Demokratie zu Brüderlichkeit und rettender Liebe wurde, mit andern Worten: ins soziale Leben der Menschen eindrang und damit die Welt aufs neue bewegte und befruchtete. Im Völkerbund, der ein Kind dieses Geistes ist, kehrt diese Geschichte, die gleichsam von uns weggewandert ist in die weite Welt, zu uns zurück, um das Geschlecht der heutigen Schweizer anzufragen, ob sie gesonnen seien, die Geschichte der Schweiz fortzuführen, oder aus dem übelsten Erbe anderer Völker die neueste Geschichte dieses Volkes und damit einen Verrat an der Schweiz zu schaffen?

Diese Geschichte ist unser Stolz. Hier erscheint erst recht und völlig die Mission der Schweiz; die Schlachten sind nur ein Vorspiel, ein dunkler Rand unserer Geschichte, nicht der Kern, das Wesen, der Sinn. Darum ist, wenn sie dem Eigentlichen und Besten ihrer Geschichte treu sein will, die Aufgabe der Schweiz, jene tiefste Linie ihrer Geschichte weiterzuführen, die Demokratie aus ihren letzten Quellen immer wieder zu erneuern und weiterzuführen, in jeder neuen Zeit den Kampf der Freiheit gegen die neuen Mächte Tyrannei wieder aufzunehmen.

Welches sind denn aber diese tyrannischen Mächte unserer Zeit? Welches sind die Landvögte, die Feudalherren unseres Geschlechtes? Sind es nicht gerade diejenigen Mächte, die im Kriege gipfeln, die zum Kriege führen! Der Imperialismus, das Grossmachtssystem, dazu der Mammonismus, der seine schwere Hand verknechtend auf alles Leben legt, sie alle entsprangen aus dem Materialismus des Gewaltglaubens und im Militarismus ihren bösen Gesslergeist offenbarend. Sind nicht dies die Burgen, die heute gestürmt werden müssen? Müssen nicht in diesem Sturm heutige Schweizer ihr Schweizertum bewähren? Müssen nicht heutige Schweizer in Winkelriedsgeist sich in diese Lanzen stürzen und, sie in der eigenen Brust begrabend, einer neuen Freiheit in der Welt eine Gasse machen? Und ist nicht der Kampf gegen den Krieg, also gegen das Grossmachtssystem und Gewaltssystem im Völkerleben, gegen den hochmütigen Imperialismus der Mächtigen und Machtgierigen, das Herz dieses heutigen Kampfes um die Freiheit und das Recht des Kleinen und Schwachen? Ist das nicht heute der Weg der Demokratie, der sozialen Demokratie nach innen und der Völkerdemokratie nach aussen? Haben nicht wir Schweizer am Völkerbund eine durch eine geschichtliche Gnade herrlichster Art sichtbar in unsere Mitte gestellte Aufgabe, an der wir gross werden, neues Lebensrecht gewinnen können? Bedeutet nicht der Völkerbund seiner Idee nach eben Völkerdemokratie — die erweiterte Idee der Schweiz? Ist nicht — um es noch einmal zu sagen — dieser Völkerbund, von der Neuen Welt zu uns gekommen, für den Kenner

der Geschichte eine späte Frucht jenes Geistes, der einst von uns aus, in erster Linie von Genf aus, in die Welt gedrungen ist und besonders die angelsächsische Welt gestaltet hat?

Je mehr wir dies alles bedenken, desto klarer und herrlicher leuchtet uns die Wahrheit auf, die wir in die Losung zusammenfassen, dass nicht die Rüstung, sondern die Abrüstung eine Mission der Schweiz ist. Sie ist die Tat, die durch den wahren Sinn unserer Geschichte gebieterisch gefordert wird.

Und zwar die sofortige und vollständige Abrüstung. Das ist der springende Punkt. Denn irgendeine Abrüstung will ja jedermann; gegen eine Abrüstung in hundert Jahren haben, wie gesagt, auch unsere Militaristen nichts einzuwenden. Wenn wir aber sofortige und vollständige Abrüstung verlangen, dann scheinen wir damit etwas Unnötiges und Unrichtiges zu tun: „Warum den das?“ halten uns vielleicht auch Freunde entgegen; „wäre es nicht richtiger, langsam vorzugehen, Schritt für Schritt, jedes Jahr mit einem Abstrich an Rekruten und Militärausgaben? Warum denn sofort und vollständig?“

Wir antworten: Aus zwei Gründen. Einmal, weil nur die sofortige und völlige Abrüstung diejenige moralische Wirkung erzielt, die notwendig ist, wenn die furchtbare Kriegsgefahr abgewendet werden soll. Denn, um es noch einmal zu sagen: von Abrüstung redet jedermann, es kommt darauf an, dass sie einmal *verwirklicht* wird. Von einer Zehntelsabrüstung kann man immer wieder leicht zur vollen Rüstung übergehen; nur die sofortige und vollständige zerstört den Geist des gegenseitigen Misstrauens, aus dem der Krieg entsteht, besiegt die Dämonen, zeigt den neuen Geist und Willen.

Sodann aber hat nur die vollständige überhaupt einen Sinn. Denn wenn, wie gezeigt worden ist, schon unsere *jetzige* militärische Rüstung ganz ungenügend ist, was soll uns dann vollends eine *verminderte*? Darin sind wir merkwürdigerweise und doch wieder nicht verwunderlicherweise mit unsern Militaristen ganz einverstanden: entweder eine rechte Rüstung oder keine. Da nun eine rechte Rüstung uns unmöglich ist — auch wenn wir vierhundert Millionen jährlich dafür ausgaben, genügte sie sicher nicht — so sagen wir: *Also keine! Also neue Bahnen! Also eine neue Ehre*, nicht mehr die Ehre des Schlachtfeldes, sondern die Ehre des Rechts; nicht mehr die Ehre der Faust, sondern die Ehre des Gewissens; nicht mehr die Ehre des Quantums, sondern die Ehre des Geistes! Nach ihr, der *neuen* Ehre, lasst kühn und getrost uns greifen und wir werden *gross* sein! Und werden *sicher* sein!

Denn die Abrüstung ist jetzt die *Sicherheit* der Schweiz.

Sie ist, im rechten Geiste durchgeführt, die beste, die einzige Landesverteidigung. Lasset uns der Welt sagen: „Wir Schweizer, in der Erkenntnis, dass die Zeit des Krieges vorüber ist, dass Krieg Fluch und Greuel ist und am Krieg die Welt zugrunde geht, legen als erstes Volk freiwillig die Waffen nieder und stellen uns in den Schutz Gottes und des heiligen Rechtes; wir appellieren an die Ehre der Völker, dass sie unsere Grenzen und unser Recht heilig halten und geloben, unsererseits all unsere Kraft an eine Ordnung der Völkerwelt zu setzen, die ein gegenseitiges Dienen, eine Bruderschaft der Völker bedeutet“ — dann werden wir im Schutze dieser Tat unendlich viel sicherer sein, als im Schutze von Tank- und Fliegergeschwadern, die wir, uns auspressend bis aufs Blut und damit uns innerlich zerstörend, allfällig schaffen könnten; dann wird im Glanze dieser Tat die Schweiz aufstrahlen zu ewiger Schönheit und unvergänglichem Leben. Wenn in unserer Bundesversammlung ein solcher Geist aufkäme und zur Tat würde, ein solches Wunder geschähe — wenn dies denkbar wäre — dann würde die Stätte, an der auch wir heute stehen, zu einem neuen, herrlichen Rütli und zu einem Heiligtum der Menschheit.

7.

Ist das nicht Utopie? Ueberstiegener Idealismus? Schwärmerei?

Ich antworte: Es ist der wahre Realismus. Heute ist der Glaube an das „Schwert“ eine wahrhaft lächerliche — und dazu frevelhafte — Utopie. Das hat der Weltkrieg mit seinen Folgen allen denen gezeigt, die Augen haben, um zu sehen und Ohren, um zu hören. Wir, die wir einen andern Weg weisen, sind die Realisten, ihr, die Gewalt-Idealisten, seid die Utopisten, Phantasten, Schwärmer. Und ihr, nicht wir, seid die Weltfremden.

Denn meint ihr denn eigentlich, es sei etwas so Unerhörtes, was wir fordern? Könnt ihr denn nicht über euren Zaun hinausschauen? Die Forderung der Abrüstung geht ja durch die ganze Welt. Sie ist die Losung von sehr realistischen Staatsmännern, die noch etwas mehr von Staat und Welt wissen als ihr. Sie ist das Ziel des Völkerbundes, zu dem wir sozusagen auch gehören. Wisst ihr denn nichts davon, dass England und Amerika ihre Landmacht abgerüstet haben bis auf einen Rest, der bei uns, proportional gerechnet, ein kleines Polizeikorps ausmache? Besteht für euch die Tatsache nicht, dass zwei riesige Militärmächte, Oesterreich und Deutschland, zusammengestürzt sind, und zwar gerade an ihrem Militarismus zusammengestürzt? Wollt ihr Dänemark der Schweiz zuvorkommen lassen? Wollt ihr warten, bis alle andern abgerüstet haben und denn erst noch misstrauisch weiter rüsten, weil man nie wissen könne!... oder vielleicht, weil wir die Mission hätten, die

Abrüstung der andern zu überwachen — und so aus einem Vorbild der Völker, das wir lange waren, ein Zerrbild werden, aus einem der edelsten das verächtlichste der Völker, das Volk, das trotz seinen vielen Schulen am wenigsten an den Geist und am meisten an die Gewalt glaubt, das Volk, das am wenigsten zur Lösung der jetzigen Hauptaufgabe der Völkerfamilie beitragen will, das Volk, das am traurigsten sich selbst verrät?

Wir fordern etwas, was nicht Traum und Utopie ist, sondern die ganze Welt bewegt, was die grosse Gegenwartsaufgabe der Welt ist, wenn wir sofortige und völlige Abrüstung der Schweiz verlangen.

Aber warum wollt ihr denn das alles nicht sehen? Warum höhnt ihr, wenn wir darauf hinweisen und gefällt euch damit, von der Mehrzahl der Zeitungen unterstützt, nur auf das hinzuweisen, was auf Gewalt und Krieg hindeutet?

Weil ihr nur an das Böse glaubt und nicht an das Gute. Das ist und das ist die grösste Gefahr der Schweiz.

Die Abrüstung fordert Glauben. Ohne einen solchen darf man sie allerdings nicht wagen. Sie fordert den Glauben, dass ein Volk lebe nicht durch seine Kanonen und Maschinengewehre, sondern durch das, was in ihm an Reinheit, Gerechtigkeit und Liebe wohnt, durch das, was es für die Menschheit schafft und leidet, durch die Erfüllung des Willens Gottes mit ihm; sie fordert darum den Glauben an geistige Mächte, die stärker sind als alle Mächte der Materie, den Glauben an eine sittliche Weltordnung, die über allen andern Ordnungen steht und sie in ihren Dienst zwingt, den Glauben an eine Macht, die auch den gewaltigsten der Weltmächte überlegen ist und in deren Schutz auch der weltlich Schwächste sicher wohnt — in deren Schutz sicher wohnt, wer den Willen dieser Macht erfüllt. Es ist jener Glaube, dem einmal Luther gewaltigen Ausdruck verlieh, als er, um seine Mission zu erfüllen, den Schutz der Wartburg mit ihren Mauern und Kriegsknechten verliess, um schutzlos sich aller Gefahr preiszugeben. Damals schrieb er seinem Kurfürsten, er bedürfe seines Schutzes nicht, sondern getraue sich, durch die Sache Gottes, die er vertrete, er, der einzige, schwache Mann, ihn, den Kurfürsten und sein ganzes Land zu schützen. Solchen Glauben müssten die Männer pflanzen und verkündigen, die amtlich berufen sind, Gottes Wort der Welt entgegenzuhalten, wenn sie nicht ihr Amt und ihren Herrn und Meister verraten wollen. Unser Zwingli hat ihnen, den geistlichen „Hirten“ des Volkes, die Mission und die Pflicht zugeschrieben, die weltlichen Herren an dieses göttliche Gesetz zu erinnern und sie damit zu beunruhigen. Wenn ihre heutigen Nachfolger zum grösseren Teil ihre Aufgabe

gerade umgekehrt darin sehen, die weltlichen Herren in ihrem Weltglauben zu bestärken und ihnen die Beunruhigung von der höheren Wahrheit her zu nehmen, so hoffe ich, dass eine neue Reformation kommen wird, die solchen Hirten den Mund stopft und unserem Volke wieder Glauben gibt, jenen Glauben, der ihm möglich macht, mit Gott Taten zu tun — auch die Tat der Abrüstung, die wahrhaftig eine göttliche Tat ist.

Dabei soll freilich eins nicht vergessen werden. Es handelt sich zuletzt nicht darum, dass wir abrüsten um unserer Sicherheit willen. Ueberhaupt möchte ich stark betonen, dass wir diesen Schritt nicht tun dürfen aus blossen Erwägungen der Klugheit, des Opportunismus, um von Feigheit gar nicht zu reden. Dann wäre mir der Militarismus doch noch lieber, auch wenn er in den Untergang führt. Nein, wir müssen ihn tun, weil er recht ist, weil er sein muss — um Gottes, um des Gewissens willen. Und wenn er auch zu den schwersten Leiden und Opfern führte, wenn er auch zeitweilig die Schweiz in Tod und Untergang zu führen schiene! Sie würde aus scheinbarem Tod und Untergang nur desto schöner er stehen, während sie auf dem umgekehrten Wege aus scheinbarem Leben und Bestehen in den Tod versinkt. Wenn wir, was in einem Krieg auf alle Fälle geschehen wird, von fremden Heeren überflutet werden, dann wollen wir das lieber im Kampf um eine neue Welt erleiden, als im Kampf für eine vergehende, lieber um Gottes willen, als um eines Götzen willen.

Ohne Leiden und Opfer sind noch nie grosse Dinge ausgerichtet worden. Ohne sie wird auch nicht der Krieg besiegt und die neue Ordnung der Welt herbeigeführt. Gross werden die Völker und Einzelmenschen sein und Zukunft haben, die sich in Leiden und Opfer den neuen Zielen hingeben; die andern werden in Marasmus und Tod versinken. Was die Schweiz gross gemacht, waren solche Leiden und Opfer. Was hat Genf nicht gelitten, geopfert und gewagt, dieses kleine Genf, von übermächtigen Feinden umgeben, aufstehend gegen die gewaltigsten geistigen und weltlichen Mächte jener Tage? Was hat Zürich eingesetzt an Kraft, Treue und heldenhafter Entschiedenheit! Was haben die alten Bündner gelitten und gestritten und ausgehalten! Was haben auch die ersten schweizerischen Orte gewagt in der Auflehnung gegen die Grossmacht Habsburgs. Aber aus diesem Leiden und Wagen ist ihnen das Grosse geworden. Es bleibt ein Gesetz auch des Völkerlebens:

„Und setztest du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben genommen sein,“ ein Gesetz, das seinen höchsten Ausdruck in dem Worte findet: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Das Symbol der Schweiz aber ist das Wagnis, die Winkelriedtat. Wohlan

denn, es gilt heute wieder einmal, altschweizerischen, kühnen Wagemut zu zeigen, um damit Grosses, ja Grösstes zu gewinnen. Eine Tat solcher altschweizerischen wagenden Tapferkeit ist die Abrüstung, die wir fordern.

Liebe Mitbürger! Wir wissen gut genug, wie kühn und scheinbar aussichtslos diese Forderung beim jetzigen Zustand schweizerischen Geistes ist. Wir sind heute nicht mehr ein Volk von kühnen Helden, sondern von klugen Rechnern. Alles scheint uns näher zu liegen, als sittlicher Wagemut. Wir sind jeden Augenblick bereit, für irgend etwas zu schwärmen, was Aberglauben und nicht Glauben fordert, was vor allem keine persönliche Tat verlangt, aber wir werden sofort skeptische Nörgler, wo wirkliche, heute notwendige, einfache und grosse Aufgaben vor uns hintreten. Da sind wir um Ausreden aller Art nicht verlegen.

Wir sind seelisch geschwächt durch den Einfluss einer Zeit, in der die Technik und der Mammon herrschen. Wir vertun, was uns an sittlicher Spannkraft blieb, in Vergnügen, Sport, Festwesen. Das Wirtshaus ist allzusehr die Stätte, die den Sinn unseres Volkes gestaltet. Vor allem aber liegt auf uns ein schlimmer Bann, der das Beste lähmt, was durch uns und für uns werden möchte: jener Geist des misstrauischen Unglaubens an das Gute und des willigen Glaubens an das Böse.

Wie wollen wir zu einem solchen Volke mit der Aufforderung zu einer Tat kommen, die gerade diejenigen Kräfte voraussetzt, die es heute am wenigsten hat?

Ich antworte: Gerade erst recht kommen wir damit zu diesem Volke, zu unserem Volke. Gerade dadurch, dass wir es vor etwas so Grosses stellen, das doch dem Geist seiner Geschichte, seiner Mission, dem Besten in ihm entspricht, wollen wir es aufrütteln, wollen wir seine Seele wecken. Durch den Kampf um die neue Tat, über dessen Schwere wir uns keine Illusionen machen, soll es zu sich selbst kommen. Wir wissen darum, dass die Forderung der Abrüstung nur ein Ausdruck ist für die politische, soziale, sittliche, religiöse Erneuerung unseres Volkes, die ihrerseits hineingestellt wird in den ganzen Kampf um die neue Welt. L. R a g a z.

Wissenschaft und wissenschaftlicher Krieg.*)

Von Dr. Gertrud Woker.

Die moderne Wissenschaft übt, trotz einer Fülle herrlicher Errungenschaften, die wir ihr verdanken, nicht unter allen Umständen

*) Diesem Vortrag einer fachwissenschaftlich kompetenten Persönlichkeit (die Verfasserin ist Dozentin der Chemie an der Universität Bern), die dazu

Freunde und Gegner, die wir doch Söhne der einen Heimat sind, die uns allen gleichmässig teuer ist, lasst uns einmütig zusammenstehen, um das Gebiet eines unserer schönsten Kantone zu verteidigen und durch eine Tat brüderlichen Dienstes das Band zu verstärken, das uns mit unseren tessinischen Miteidgenossen verknüpft.

Man verlange unverzüglich das Anmeldeformular und die Bedingungen für die Teilnahme. Es ist grösste Eile!

Wer nicht an den Arbeiten teilnehmen kann, der schicke seinen Beitrag für die Freiwilligen von Someo!

Hans Amberg, Administrator, Zürich; Henry André, Architekt, Morges; Alfred Bietenholz, Amtsvormund, Basel; Pierre Ceresole, Ingenieur, Lausanne; Alice Descoedres, Lehrerin, Genf; Georg Felix, Pfarrer, Prüz.; Maria Fierz, Zürich; Ernest Gloor, Dr. med., Renens; François Grand, Handwerkslehrer, Lausanne; Karl v. Greyerz, Pfarrer, Bern; Bernhard Guidon, Pfarrer, Scharans; Clara Honegger, Zürich; Dr. A. Isenschmid, Bezirksrichter, Zürich; Bernhard Lang, Dr. med., Langenthal; Gerold Meyer, Lehrer, Zürich; Charles Naine, Nationalrat, Lausanne; Max Odier, Ingenieur Baden; Leonhard Ragaz, Professor, Dr., Zürich; Clara Waldvogel, Lehrerin, Neuenburg; Max Weber, Dr. Redaktor, St. Gallen.

Anmeldungen oder Bitten um Auskunft sind an den Arbeitsleiter, Oberst Ceresole in Kiesen (Kanton Bern) zu richten.

Postscheckkonto „Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit“, Nr. VIII 9367, mit der Bemerkung: Für die Freiwilligen von Someo.

Die Zeitungen werden um Abdruck gebeten!

Briefkasten.

An A. L. Ein Ort, den man solchen sehr empfehlen darf, die Ruhe und Stärkung suchen, ist das „Erholungsheim zum Lutisbach“ in Unterägeri (Kt. Zug). Es wird von unserer Schwägerin, Fräulein Christine Nadig und ihrer Freundin, Fräulein Hanna Kissling, geführt. Beide sind gelernte Krankenschwestern. Aegeri ist ein landschaftliches Juwel, still, abseits und doch ganz leicht zu erreichen, mit dem wundervollen See, idyllisch und doch mit dem gewaltigen Alpenhintergrund, nicht hoch gelegen und doch mit Bergklima, dazu mit Gelegenheit zu schönsten Ausflügen nach allen Seiten. „Im Lutisbach“ selbst liegt herrlich am sonnigen Abhang über dem See. Für guten Geist und gute Führung des Hauses kann man bürgen. Es eignet sich ausgezeichnet als Treffpunkt für unsere Kreise, das heisst diejenigen unter ihnen, die diese Art von Erholung nötig haben und wünschen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Rücksicht auf den Raum hat uns wieder genötigt, Verschiedenes zurückzustellen. Wir bitten um Geduld.

Druckfehler. Im letzten Heft sind drei störende Druckfehler zu berichtigen: S. 332, Z. 1 von unten und S. 333, Z. 1 von oben muss es heissen: „Silberlinge“ statt „Schillinge“; S. 340, Z. 11 von unten „Feindschaftsreden“ (statt „Freundschaftsreden“).